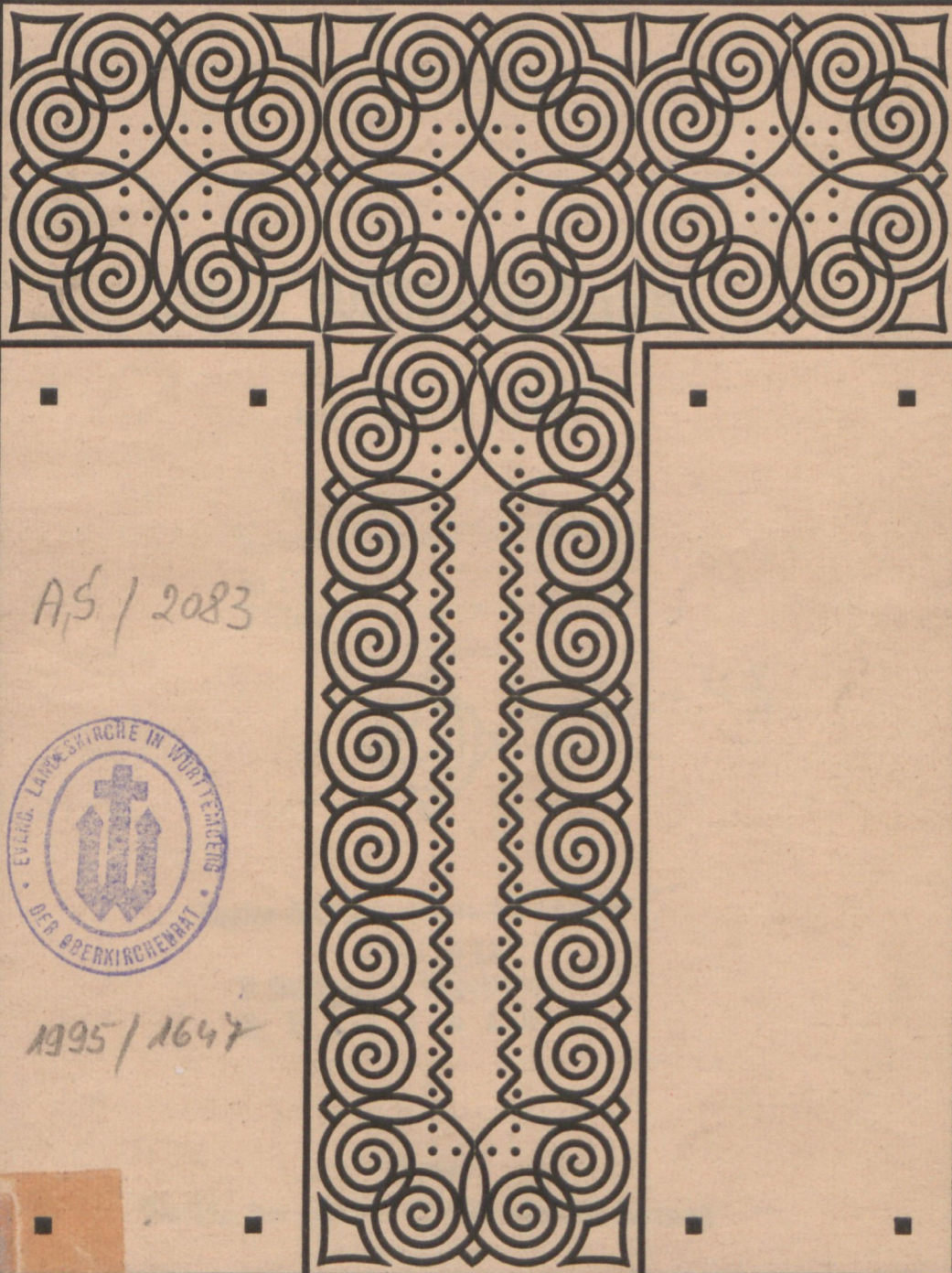


ist hiezu tüchtig?

Missionsstunde von J. Hesse.



A.S. / 2083

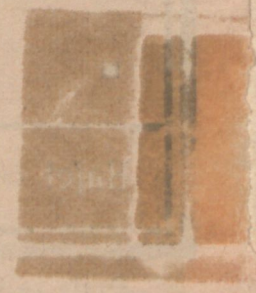
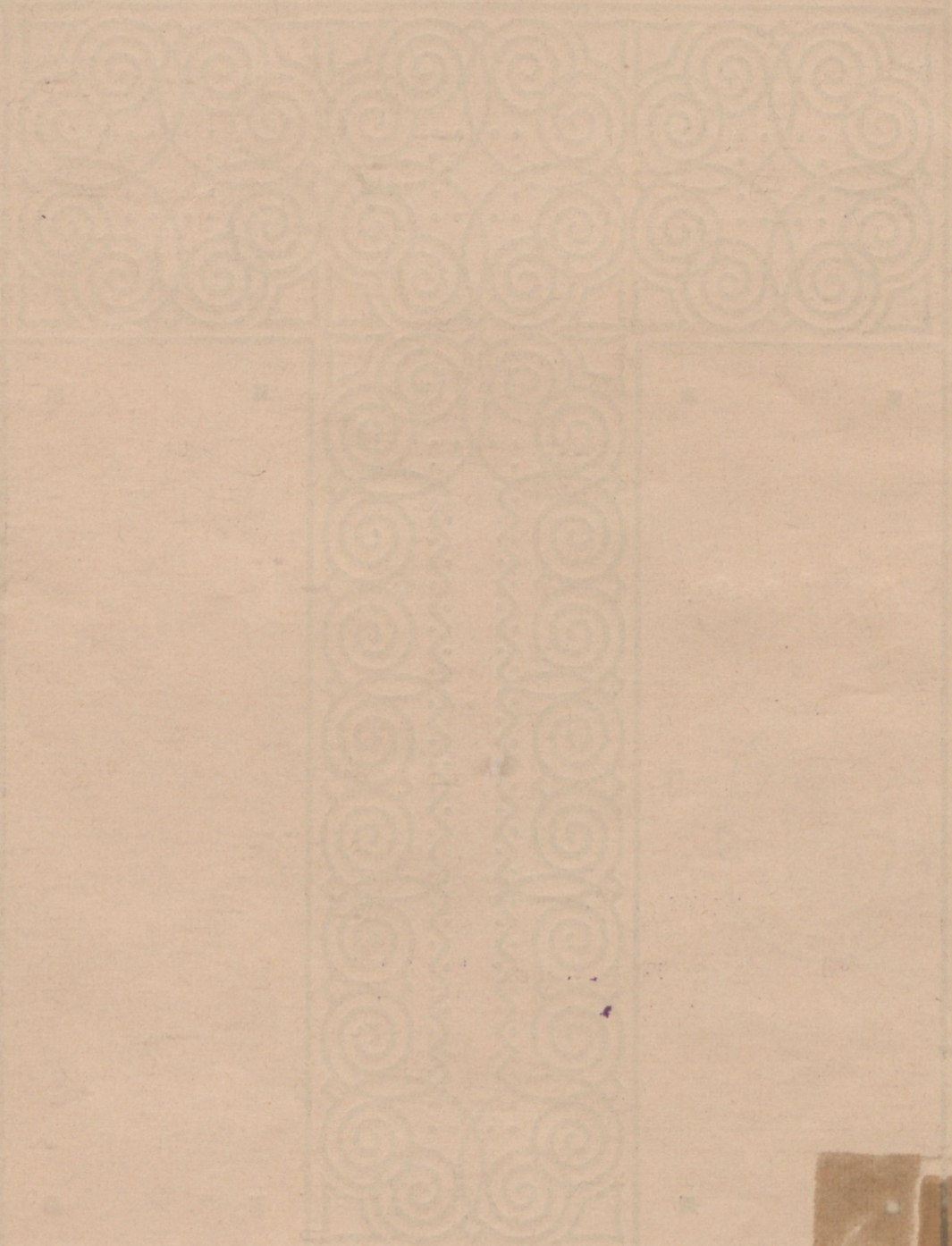


1995 / 1647

Basel · Verlag der Basler Missionsbuchhandlung · 1912.

Preis 10 Cts. = 10 Pfg.

THE HISTORY OF THE
CITY OF BOSTON



at.

~~Basler Missions-Agentur
Stuttgart, Kasernenstr. 21.~~

„Wer ist hiezu tüchtig?“



Eine Missionsstunde

von J. Hesse.

Evangelisches Missionswerk
in Südwestdeutschland e. V.
7 Stuttgart 1, Vogelsangstr. 62
Bibliothek



C 13 - 43

~~Basler-Mission - Deutscher Zweig e. V.
Stuttgart
7 Stuttgart-1, Vogelsangstr. 62
Bibliothek~~

Basel
Verlag der Basler Missionsbuchhandlung
1912.

C 151

Buchdruckerei Werner-Riehm in Basel. II. 1912.



Im großen Kriegs- und Siegesjahr 1870 hat der selige Inspektor Josenhans eine gewaltige Rede gehalten über die Frage: „Was bedarf eine Mission, wenn sie Siege erringen soll?“ und er hat darauf geantwortet: Sie bedarf

1. ein tüchtiges Heer,
2. eine tüchtige Leitung, und
3. ein tüchtiges Volk, das hinter der Leitung steht.

Diese Rede ist niemals gedruckt worden. Ich habe dieselbe nur in einer mangelhaften Nachschrift gelesen, kann auch jetzt die Rede selbst nicht wiedergeben, sondern will nur, durch dieselbe angeregt, die eine Frage etwas ausführlicher beantworten: „Wie muß das Missionsheer beschaffen sein?“ oder mit andern Worten:

„Was müssen unsre Missionare für Leute sein, wenn sie etwas ausrichten sollen?“

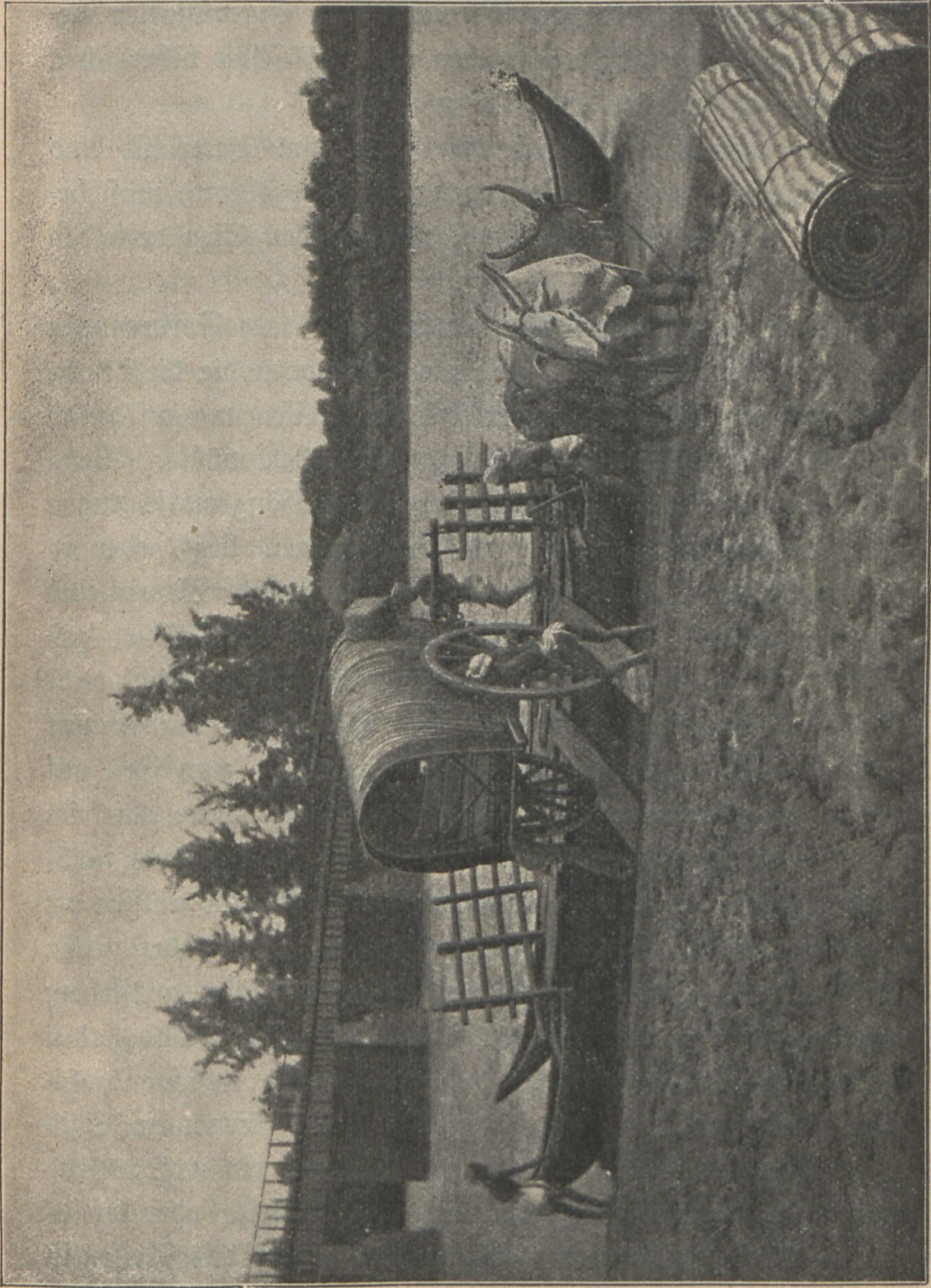
Es ist nicht überflüssig, auf diesen Gegenstand einmal etwas näher einzugehen. Viele Leute haben gar keinen Begriff davon, was eigentlich ein Missionar alles sein und können sollte. Zu Dr. Gundert in Calw kam einmal eine Frau und sagte, ihr Sohn wolle ein „Herr Missionar“

werden. Er erwiderte, es werde ihm wohl mehr um den „Herrn“, als um den „Missionar“ zu tun sein, und damit war die Sache abgetan. Eine andere Mutter erklärte eines Tages ihrem überraschten Pfarrer, sie habe sich entschlossen, dem lieben Gott ein Opfer zu bringen und zwar für die Mission; er kenne ja ihren Sohn — es war ein an Leib und Seele ganz zurückgebliebener, fast verkrüppelter Junge, — er passe für die Welt nicht, so wolle sie ihn für die Mission hergeben! In Basel und anderen Missionsanstalten haben sich schon öfters junge Leute gemeldet, die gar nicht daran zu zweifeln schienen, daß man sie würde brauchen können, — warum? Antwort: weil sie eine starke Stimme hätten und gewiß mit Nachdruck den Heiden würden predigen können! oder auch: weil sie eine Kaufmannslehre durchgemacht hätten, auch schon gereist seien, aber bei der gegenwärtigen schlechten Zeit nirgends eine Anstellung finden könnten!

Solange dergleichen möglich ist, ist es wohl kein Überfluß, die obige Frage aufzuwerfen und zu beantworten. Und der Vergleich mit einem Kriegsheer ist auch wirklich ganz passend, denn Missionsdienst ist Kriegsdienst, jeder Missionar ein Soldat. Und was erwartet man denn von einem tüchtigen Soldaten? Ich meine, es seien hauptsächlich vier Stücke, auf die es ankommt:

1. Der Soldat muß körperlich gesund, kräftig und leistungsfähig sein; er darf keinerlei körperliche Gebrechen haben, darf nicht zu alt und nicht zu jung sein.

2. Er muß auch geistig aufgeweckt sein und gewisse Fähigkeiten und Kenntnisse besitzen, muß sein Reglement auswendig lernen, verstehen und behalten können; je strebsamer und begabter er ist, desto besser.



Auf der Fähre über einen Fluß in Indien.

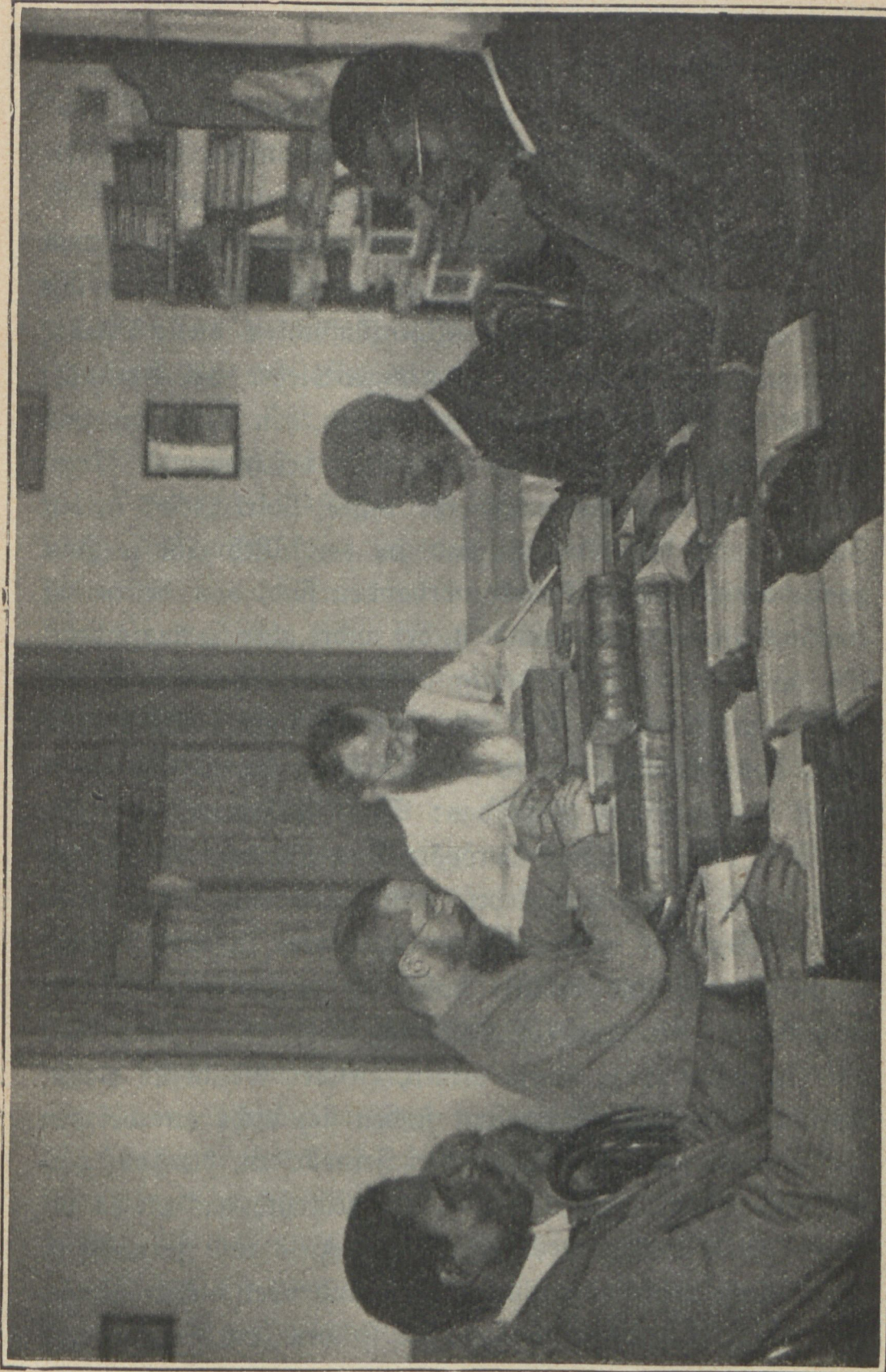
3. Er muß auch gewisse moralische Eigenschaften besitzen, muß namentlich gehorchen und sich selbst beherrschen können, und endlich

4. muß er erfüllt sein von Liebe zum Vaterland und von unwandelbarer Treue gegen den Kriegsherrn, muß begeistert sein für die gute Sache und an den Sieg derselben glauben.

Und nun wenden wir einmal diese vier Forderungen auf den Missionar an. Da steht also voran die körperliche Gesundheit. Kein Missionar, der nicht reisen und auf diesen Reisen mancherlei Strapazen sich unterziehen müßte. Wenn wir lesen, wie man in Afrika sich in der Hängematte tragen läßt, wie man in Indien im Ochsenwagen liegt, oder in China in der Sänfte sitzt, oder in Amerika auf Booten und Schiffen fährt, oder in Japan in kleinen Rollstühlen geschoben wird, so kommt das den Uneingeweihten wohl recht behaglich vor, in Wirklichkeit aber ist es fast überall mit großen Anstrengungen und Ermüdungen, ja zum Teil mit Gefahren verbunden. Die englischen Missionare, die im hohen Norden Amerikas den Indianern und Eskimos nachgehen, sowie die Brüdermissionare in Alaska, die müssen oft wochenlang im Boote liegend oder auch im Hundeschlitten fahrend, in Pelze eingewickelt, furchtbare Kälte ausstehen, werden dann wieder bis auf die Haut durchnäßt und haben zu andrer Jahreszeit von drückender Hitze und von zahllosen Stechmücken zu leiden. Auf den Strömen Südamerikas hat schon mehr als ein Missionar ein nasses Grab gefunden, und das Getragenwerden in Afrika oder wo es sei, ist wahrlich auch kein Vergnügen. Aber das Reisen ist noch gar nicht das Angreifendste. Viel nachteiliger für die

Gesundheit ist namentlich in den tropischen Ländern die anstrengende und Tag für Tag fortgesetzte geistige Arbeit: das Lernen und Lehren, das Angelaufenwerden von Heiden und Christen, der Ärger über ihren Unverstand, die vielen getäuschten Hoffnungen, und was sonst alles der Kampf um die Bekehrung auch nur einer einzigen Heidenseele mit sich zu bringen pflegt. Da sollte man eine eiserne Gesundheit, eine ausdauernde Widerstandskraft besitzen, und namentlich von Nervenschwäche nichts wissen! Wie steht es nun aber in Wirklichkeit mit unsern Missionaren? Sind nicht die allermeisten von ihnen kranke Leute? wie viele sterben schon in den ersten Jahren, ehe sie auch nur das Allergeringste zustande gebracht haben! Wie viele andere müssen nach kürzerer oder längerer Frist in die Heimat zurückkehren, um sich zu erholen, oder auch — nur zu oft — einen andern Beruf zu suchen! Die meisten freilich sind eben über ihrem Dienste krank geworden und also mit auf dem Schlachtfeld Verwundeten zu vergleichen. Sehr viele sind aber auch vorher schon schwach und leidend gewesen. Manche sind es über dem jahrelangen Studium im Missionshaus geworden, andere haben die Kränklichkeit auch dahin schon mitgebracht. Man weiß ja, daß es oft nicht die Gesunden und Starken, sondern leider eben die Kranken und Schwachen sind, die sich zum Herrn bekehren und dann auch in seinen Dienst treten. Was läßt sich da tun? Ach nichts, liebe Freunde, als Gott bitten, er möchte doch auch die Starken sich zum Raube nehmen, er möchte ferner seine kranken Knechte gesund machen und endlich, er möchte denen, die nach seinem Willen krank sein und bleiben sollen, so viel Glauben schenken, daß dennoch Ströme lebendigen Wassers von ihnen ausgehen.

Und nun der zweite Punkt, die geistige Tüchtigkeit. Bekanntlich ist das Erste, was ein Missionar, wenn er auf seinem Arbeitsfeld angekommen ist, zu tun hat, das Lernen der Landessprache. Was aber das für eine Geistesarbeit ist, eine ganz fremde heidnische Sprache wirklich verstehen und sprechen zu lernen, davon macht sich keiner einen Begriff, der es nicht selber versucht hat. Aus der Basler Mission in China ist einmal ein sehr lieber und tüchtiger Bruder ausgetreten, lediglich deswegen, weil er daran verzweifelte, jemals die sogenannten chinesischen Töne richtig unterscheiden und wiedergeben zu können. Im Chinesischen bedeutet ja oft ein und dieselbe Silbe fünf, sechs oder mehr ganz verschiedene Dinge, je nachdem sie hoch oder tief, vorn im Mund, oder hinten im Mund, oder wer weiß wie sonst noch gesprochen wird. Diese Unterschiede auch nur heraus hören, geschweige denn nachahmen, ist nicht jedermanns Ding. Dann gibt's wieder Sprachen, in denen für ein und dieselbe Sache eine ganze Menge von Wörtern vorhanden sind. Für „Baum“ z. B. oder „Palmbaum“ gibt es in mehreren Sprachen eine ganze Reihe verschiedener Bezeichnungen, je nachdem der Baum ein paar Monate oder ein, zwei, drei und mehr Jahre alt ist, ähnlich wie es z. B. im Hebräischen verschiedene Wörter gibt für einen jungen Löwen, für einen männlichen Löwen, für einen weiblichen Löwen u. s. f. Am schwersten ist dies bei den Fürwörtern. In der Sprache von Aneithum z. B. gibt es für jedes persönliche Fürwort vier verschiedene Formen: zuerst die Einzahl wie bei uns, also z. B. „ich,“ dann die Zweizahl „wir zwei,“ dann die Dreizahl „wir drei,“ und endlich die Mehrzahl „wir alle.“ Das bringt einen oft in große Verlegenheit. Wenn es



Bei der Revisionsarbeit der Gâ-Bibel in Abokobi.

z. B. im ersten Kapitel der Bibel heißt: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild das uns gleich sei,“ wie soll man da übersetzen? Setzt man einfach die Mehrzahl, so kommt es heraus, wie wenn es in der Gottheit wenigstens vier Personen gäbe; setzt man einfach: „Ich will Menschen machen, ein Bild das mir gleich sei,“ so verwischt man eine sehr merkwürdige Eigentümlichkeit dieser Stelle; setzt man auf Grund der Dreieinigkeitslehre die Dreizahl: „Lasset uns drei — Menschen machen, ein Bild das uns dreien gleich sei,“ so ist das auch nicht befriedigend. Dazu kommt nun aber noch, daß für unser Wort „wir“ in der Zweizahl, in der Dreizahl und in der Mehrzahl je zwei ganz verschiedene Ausdrücke vorhanden sind, von denen der eine die Angeredeten einschließt, der andre aber sie ausschließt. Da muß man ganz gewaltig aufpassen. Wenn z. B. ein Missionar predigt: „Wir alle sind Sünder“ und braucht dabei aus Unwissenheit oder aus Versehen die ausschließende Form für „wir,“ so heißt das: Wir Missionare, oder wir Christen, oder auch wir Europäer sind Sünder, ihr Heiden aber nicht! Oder umgekehrt, wenn einer im Gebet sagen will: „Wir sind arme, elende Geschöpfe, in uns wohnt nichts Gutes“ und braucht dabei die einschließende Form, so spricht er geradezu eine Lästerung aus, weil er auch Gott den Angeredeten, zu einem armen, elenden Geschöpfe macht. Weiter: All diese Feinheiten finden sich nicht nur bei den Fürwörtern, sondern auch bei den Zeitwörtern, die ganz verschiedene Formen annehmen, je nachdem sich das „wir“ auf zwei oder drei oder mehr Personen bezieht und je nachdem die Angeredeten mit eingeschlossen sind oder nicht. Umgekehrt gibt es auch Sprachen, die so arm an Formen und

Wörtern sind, daß der Übersetzer oft sehr erfinderisch sein muß, um sich verständlich zu machen. In Ostafrika z. B. gibt es nur ein Wort für Kranz, Krone, Turban, Mütze, Hut usw. Sagt man nun den armen Schwarzen, Gott wolle ihnen, wenn sie sich zu ihm bekehren, „die Krone des Lebens“ geben, so werden die guten Leute sich kaum etwas anderes dabei denken, als daß sie einmal den Turban der verhassten Araber, oder den Hut der gefürchteten Europäer tragen werden, — kein sehr erbaulicher Gedanke für sie! Das alles sind Schwierigkeiten, zu deren Überwindung nicht nur ein gutes Gedächtnis, sondern auch noch höhere Geistesgaben nötig sind. Da kann man also keine Leute brauchen, die kaum ihre eigene Muttersprache fehlerlos zu sprechen und zu schreiben imstande sind. Fragt man, wie es nun in dieser Beziehung mit den Missionaren steht, so darf man zwar Gott dafür danken, daß er wohl auf jedem Missionsgebiet einen oder einige ganz besonders sprachentüchtige Männer gegeben hat, wie z. B. in der Basler Mission fürs Kanarische Mögling und Weigle, fürs Malajalam Gundert, fürs Tulu Ammann, fürs Gâ Zimmermann, fürs Tshi Christaller usw.; aber man muß auch offen bekennen: es gibt viele Missionare, die nie die Sprache recht lernen, sondern dieselbe nur ein wenig radebrechen können, ja es gibt auch solche, die sie überhaupt gar nicht lernen, sondern sich mit dem Englischen. oder Holländischen und mit Dolmetschern behelfen. Ein Missionar aber, der durch Dolmetscher predigt, ist gerade wie ein Soldat, der sein Gewehr nicht abschießen kann ohne ein Gestell, auf das er es auflegt, damit seine Hand nicht zittere.

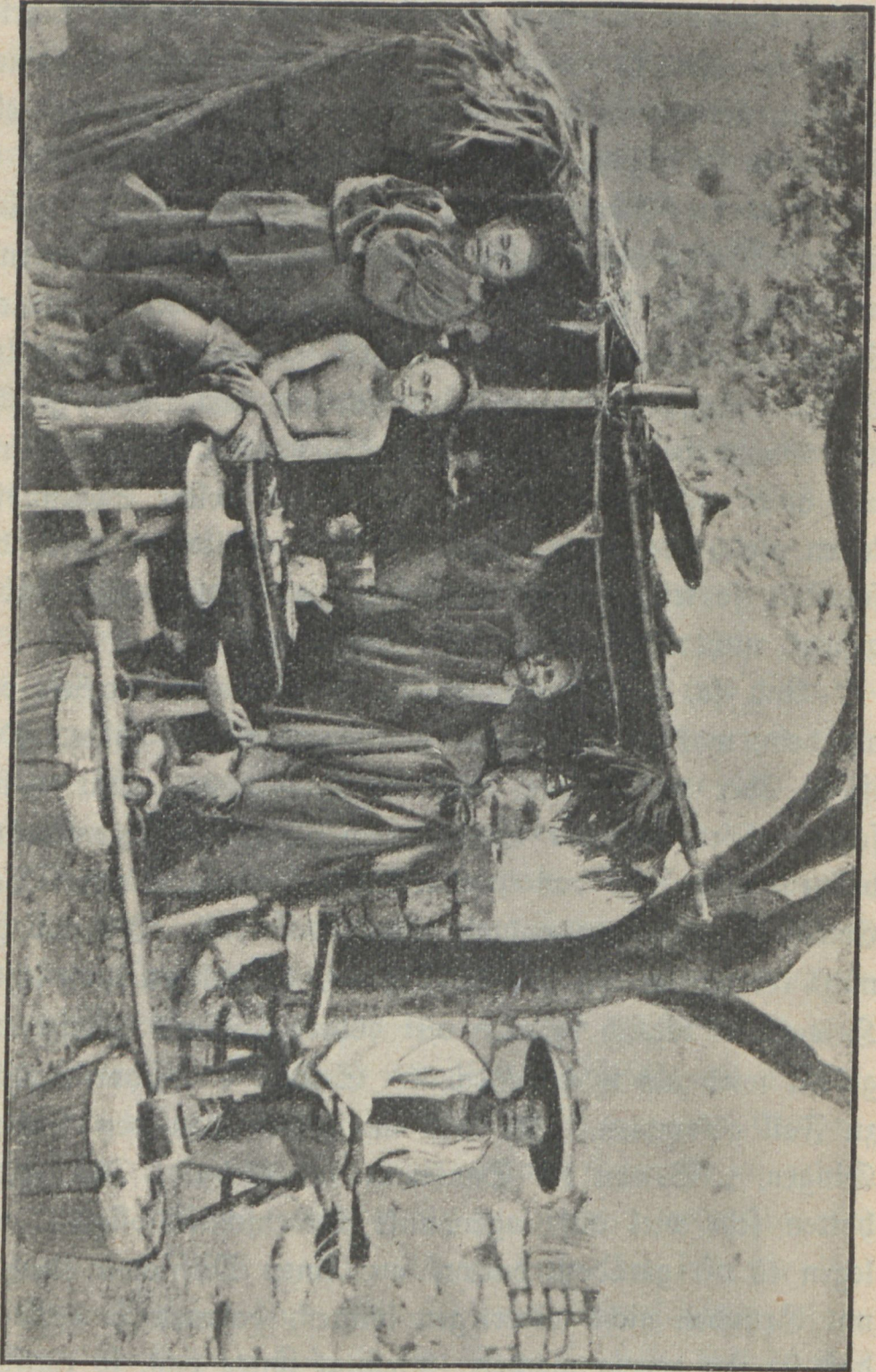
Aber selbst, wenn einer die Sprache kann, so kann er ja deswegen noch nicht predigen, und wenn er auch predigen

kann, so ist damit noch nicht gesagt, daß er anschaulich, fesselnd, packend, überzeugend predigt. Erst wenn einer die Anschauungen, Sitten und Vorurteile eines Volkes genau kennt, kann er demselben mit Erfolg predigen; und dazu bedarf es nicht nur jahrelangen Fleißes, sondern auch einer feinen Beobachtungs- und Unterscheidungs-gabe, die wiederum nicht jedermanns Ding ist. Es gibt Missionare, die gar keinen Unterschied machen, ob sie Neger oder Chinesen, Mohamedaner oder Hindus vor sich haben, sondern ganz einfach die wichtigsten biblischen Wahrheiten mit biblischen Worten verkündigen. Das werden nun freilich manche Missionsfreunde eben für das Rechte halten, aber so haben es gerade die biblischen Prediger, die Propheten, die Apostel und der Herr Jesus selber nicht gemacht. Man denke nur daran, wie ganz anders Jesus mit den Pharisäern und Schriftgelehrten und dann wieder mit den Mühseligen und Beladenen, wie ganz anders Paulus in Jerusalem und dann wieder in Lystra und in Athen geredet hat.

Aber auch damit noch nicht genug. Es kann einer eine noch so feine, alle Bedürfnisse der Zuhörer in Rechnung nehmende Predigt ausgearbeitet haben, ja sie mit noch so großer Beredsamkeit vortragen, so ist's auch damit noch nicht getan. Er muß auch die Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart besitzen, auf alle möglichen Fragen und Einwendungen der Zuhörer sofort eine passende Antwort zu geben. Die Heiden hören ja nicht ruhig zu, sondern betrachten sich — ganz mit Recht — als Ungegriffene, die sich für ihre väterliche Religion und für all ihren Aberglauben wehren müssen. In Indien sind sie jetzt schon so weit, daß sie dies nicht nur mündlich tun, sondern auch heidnische Traktate

haben, in denen Christus verlästert und die Heilige Schrift lächerlich gemacht wird. So verbreiten sie z. B. einen Traktat, der von 150 Widersprüchen in der Bibel handelt. Gleich an der Spitze stehen die angeblichen Widersprüche in dem, was die Bibel über die Wohnung Gottes sagt, nämlich das Wort Salomos „der Herr wolle im Dunkeln wohnen“, und das Wort Pauli von dem, „der da wohnet in einem Lichte, da niemand zukommen kann.“ Daß gerade das hellste Licht die Augen blendet und also für uns dem Dunkel gleicht, das kommt dem heidnischen Verfasser nicht in den Sinn; und auch nicht jeder Missionar hat auf solche Spitzfindigkeiten gleich die rechte Antwort bereit; bleibt er diese aber schuldig, so triumphieren natürlich die Heiden. Sie haben gesiegt, nicht der, welcher sie besiegen wollte.

Und so, liebe Freunde, könnte ich weiter machen von alle dem, was ein Missionar wissen und können sollte. Das ist ja aber noch lange nicht die Hauptsache. Wir haben schon gehört, daß der Soldat auch moralische Eigenschaften besitzen muß; und das ist wahrlich bei einem Streiter Jesu Christi in noch ganz anderer Weise der Fall. Ich will gar nicht reden von den groben Sünden, zu welchen man in der Heidenwelt täglich in noch viel höherem Maße gereizt und gelockt wird als in der Heimat. Selbst da ist schon mancher zu Fall gekommen. Ich will nur reden von den feineren Dingen, z. B. von der Sanftmut und Geduld. Die Hindus halten sehr viel auf sogenannte Leidenschaftslosigkeit, und legen es oft geradezu darauf an, einen Missionar, den sie mit Gründen nicht widerlegen können, dadurch zu schlagen, daß sie ihn zornig machen. Gelingt ihnen das, so klatschen sie in die Hände und rufen vergnügt: „Er ist zornig ge-



Gebeude in China.

worden, er ist zornig geworden!“ Sie haben ihn besiegt, nicht er sie.

Der erste Missionar unter den Bataks auf der Insel Sumatra hatte über Matth. 5, 5 gepredigt. Ein Häuptling, der schon oft in der Kirche gewesen war und schon manche Eindrücke empfangen hatte, kam den Tag darauf ins Missionshaus. Der sonst höfliche Mann fragte die Frau des Missionars in rauher Weise, wo ihr Mann sei. Als er hörte, daß der Missionar mit Schreiben beschäftigt sei, nahm er einen Stuhl, zog ihn mit lautem Geräusch im Zimmer herum, warf auf den Boden, was darauf gelegen war, und setzte sich dann dicht neben die Frau, sie unverschämt anblickend! Sie stand ruhig auf, ging ans Harmonium und spielte einen Choral.

Nun ging der Häuptling auf die Veranda des Hauses, nahm einen dort befindlichen Wassereimer und schüttete das Wasser auf den Boden. Als er merkte, daß die Missionsfrau noch nicht zornig war, setzte er sich wieder neben sie und trat mit den Füßen auf ihrem Kleid herum. Sie stand auf und setzte sich an ihre Näharbeit. Nun nahm er ihren Nähkorb und warf den Inhalt, Knöpfe, Nadeln, Bänder usw. durcheinander auf den Tisch.

Jetzt erst fragte sie in freundlichem Ton, warum er sich heute so wunderbar benähme, da er ja sonst ganz anders sei? „Verzeiht, liebe Mutter,“ lautete die Antwort, „es war eine Probe, ob Ihr selbst auch übet, was Ihr lehret. Ich weiß, daß Euch viel daran liegt, daß nie ein Tropfen Wasser unnütz verschüttet wird; ich weiß ferner, daß Ihr in Eurer Näharbeit immer die größte Ordnung habt: nun habe ich Euch gerade in dem, was Euch so wichtig ist, ärgern

wollen; aber ich sehe, daß Ihr das auch tut, was Ihr lehret, und nun will ich ein Christ werden."

Der Mann hat Wort gehalten; er ist später getauft und ein lebendiges Glied der Gemeinde geworden. Gott sei Lob und Dank dafür! Aber nicht immer geht es so.

Diese Geschichte zeigt zugleich, wieviel auf die Frau des Missionars ankommt. In Japan hat einmal eine junge Missionarin sich ganz anders aufgeführt. Sie hat einen Eingeborenen, der frech gegen sie war, mit dem Sonnenschirm ins Gesicht geschlagen. Es mag sein, daß das im Augenblick wirklich berechtigt, auch pädagogisch berechtigt war, einen missionierenden Einfluß aber kann solche Handlungsweise nicht wohl üben; und jedenfalls sollten alle Missionsleute Gott inständig bitten, sie vor solch schwierigen Lagen entweder zu bewahren, oder aber ihnen die rechte Weisheit und Geduld zu schenken. Hier kommt ja auch die Frage herein, wie weit dem Missionar die Nothwehr erlaubt ist. Wir erinnern nur daran, wieviel Uneigennützigkeit, Weisheit und Mut dazu gehört, hier immer das Gott Wohlgefällige und dem Nächsten Förderliche auch nur theoretisch herauszufinden, geschweige denn mit der That zu üben.

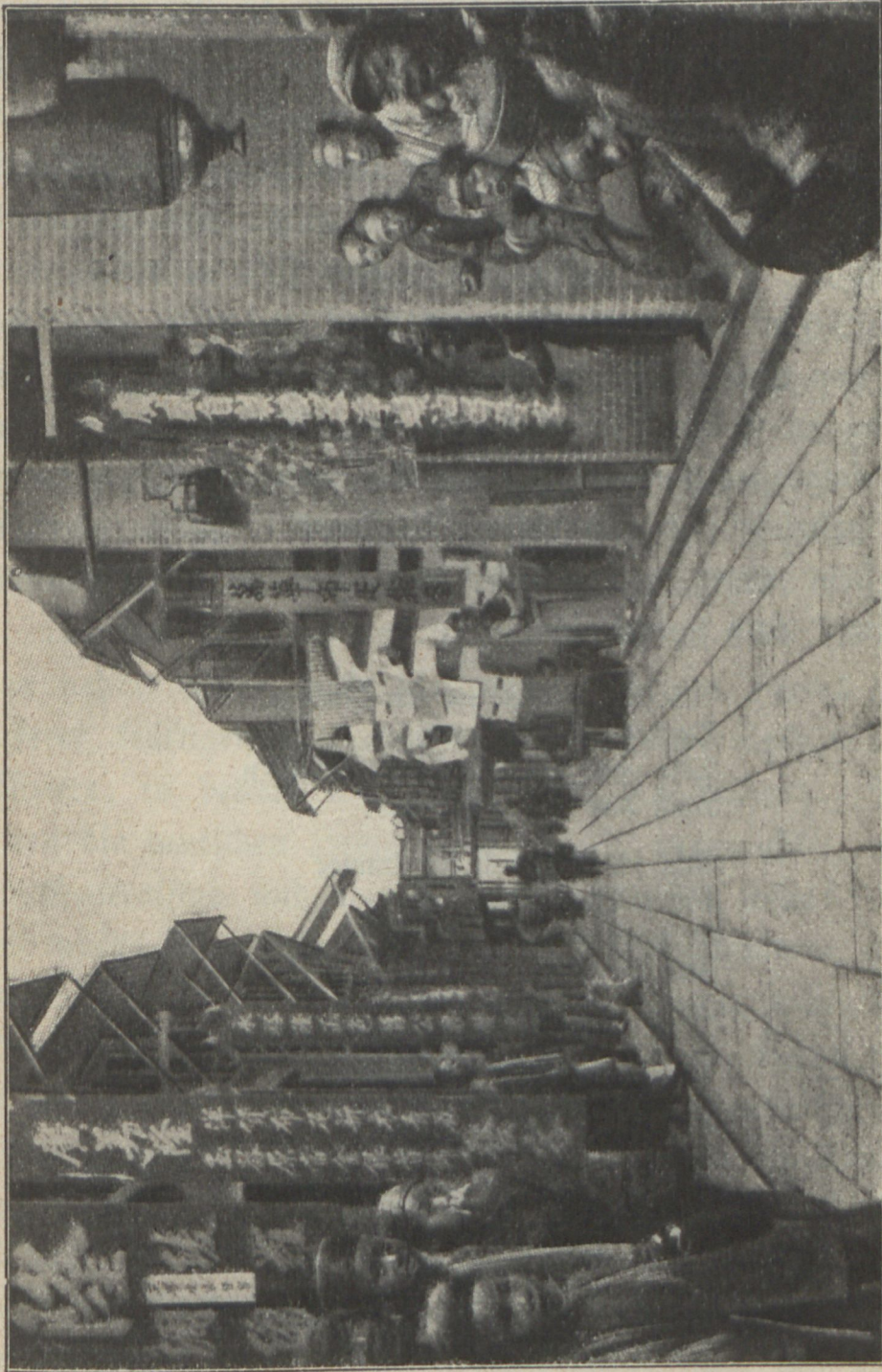
Aber auch wo keine besonderen Gefahren dem Missionar drohen, ist doch sein Leben oft eine fortwährende Geduldsübung. In Afrika ist es die Stumpfheit und Gedankenlosigkeit, oft auch die Trägheit und Bettelhaftigkeit von „Königen“ wie von Sklaven, in Japan die maßlose Empfindlichkeit und der Eigendünkel namentlich der jungen Leute, in China der kolossale Nationalstolz und die Fremdenverachtung der Zopfträger, wodurch fort und fort die Geduld der Missionare auf die Probe gestellt wird, und mancher,

der einer wirklichen Gefahr gegenüber ruhig bleibt, verliert am Ende doch die Fassung und wird ärgerlich oder mürrisch, wenn er Tag für Tag als fremder Teufel oder Unmensch angegloßt und beschimpft wird. Hier eine kleine Probe aus dem Alltagsleben eines chinesischen Missionars. Derselbe schreibt: „Einmal wurde ich von einer Schar Gassenbuben mit Steinen und alten Schuhsohlen beworfen, ein andermal wurde mir der Hut vom Kopf geschlagen, ein andermal verfolgte mich ein halbverrücktes Weib und machte mich zum Gegenstand des allgemeinen Gelächters, bis ich ihren Wunsch erfüllte und ihr ein Buch schenkte. Einmal fragte mich ein Zimmermann, was in meinen Büchern stehe. Ich sagte: sie ermahnen alle Menschen, tugendhaft zu sein, frühere Sünden zu bereuen, zu bekennen und abzulegen, an Jesus Christus zu glauben, keine Götzen zu verehren, sondern dem einen wahren Gott zu dienen. Da lachte er und sagte: ‚O ihr von der andern Seite, d. h. aus irgend einem der barbarischen Winkelländer, kommt zu uns auf diese Seite, d. h. in das große aufgeklärte Reich der Mitte, und wollt uns lehren!‘ In einer Teebude fragte ich einen, ob er nicht eins meiner Büchlein kaufen wolle. Er wies auf seine Schuhe und sagte: ‚Sieh, ich hab Strohschuhe an: Leute, die Strohschuhe tragen, lesen keine Bücher.‘ Ein anderer sagte: ‚Ich bin ein Bauer, ein Bauer kann keine Schriftzeichen entziffern.‘ Eine gewöhnliche Redensart lautet: ‚Die Schriftzeichen kennen mich, aber ich kenne sie nicht!‘ Ein Steinhauer, dem ich meine Bücher gezeigt und etwas über ihren Inhalt gesagt hatte, erwiderte ungläubig: ‚Was hat man denn davon, wenn man deinem Gott dient?‘ Ich antwortete: ‚Wenn du dem wahren Gott dienst, so wird Er dich segnen,

dich mit Nahrung und Kleidung versorgen, und vor allem wird Er dir deine Sünden vergeben.' Darauf der Chineser: ,Was Nahrung und Kleidung betrifft, so verlaß ich mich auf Hammer und Meißel.' ,Aber woher hast du die Kraft, deinen Hammer zu schwingen? Nicht von der Nahrung, die du zu dir nimmst? Und woher kommt der Reis, den du issest? Ist er nicht auf dem Feld gereift? Und wer hat ihn dort wachsen lassen? Ist es nicht der eine wahre Gott? Wenn dein irdener Gott da ins Wasser fällt, so geht er auseinander und verschwindet, und wenn ein hölzerner Götz ins Feuer fällt, so verbrennt er. Solche Götter können doch nichts hervorbringen. Der eine wahre Gott ist's, der Regen und Sonnenschein gibt, ja der Himmel und Erde gemacht hat.' In dem Augenblick wurde der Chineser zum Essen gerufen und ich ging weiter.

Eines Morgens trat ich in eine Teebude, die voller Leute war, und fing alsbald an meine Bücher zu zeigen. Da hörte ich eine stattliche Bauernfrau zu ihrem Mann sagen: ,Ist das nicht ein fremder Teufel?' ,Nein, alte Dame, das ist ein fremder Herr!" sagte ich; sie aber rief aus: ,O fremder Herr! o fremder Herr!' Offenbar hatte sie noch nie einen solchen gesehen. Derartige Erfahrungen macht man täglich."

Doch genug von diesem Kapitel. Selbst die Sanftmut und Geduld sind ja noch lange nicht das Wichtigste, was ein Missionar braucht. Das Wichtigste ist, daß er Glauben hat, daß er ein Kind Gottes ist, daß er mitten in der Heidenwelt allein dastehen kann als einer, der sich an den Unsichtbaren hält als sähe er ihn, mit andern Worten: Wer die Heiden bekehren will, muß selbst bekehrt sein. Schon mancher



Strassenbild in China („Der fremde Teufel kommt“).

hat sich für bekehrt gehalten, ist Missionar geworden und hat dann erst gemerkt, daß die Hauptsache ihm selbst noch fehlt. Ja mancher hat in der Heidenwelt auch schon Schiffbruch gelitten am eigenen Glauben und mehr als einer ist wenigstens am Sieg verzweifelt. Krankheit, Erfolglosigkeit, Einsamkeit — alles wirkt zusammen, einen matt und müde zu machen. Da gilt es immer wieder sich aufraffen, nicht an sich, sondern an die armen Heiden zu denken und jeden Tag von neuem sich dem obersten Kriegsherrn ganz zur Verfügung zu stellen. Was da in dem Herzen vorgeht, das zeigt folgendes Gedicht, das mir eben unter die Augen kommt und wahrscheinlich von einem Missionar in Afrika herrührt. Es steht unter den „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission“ und lautet also:

Wie brennt mir in den Gliedern
Verzehrend Fieberglut!
Wie rollt mir durch die Schläfen
Heiß das empörte Blut!

Ach, schlössen sich für immer
Die müden Augen zu,
Daß ich mich könnte legen
Ins Grab zur langen Ruh'!

Doch Seufzen klingt und Stöhnen
Bang aus der Heidenwelt;
Drum muß das Werk ich treiben,
So lang es Gott gefällt.

O Herr, ich will nicht murren;
Bleib du mir nur zur Seit'!
Du weißt ja selbst am besten
Für mich die rechte Zeit,

Die Zeit, da mir beschieden,
In deinem Dienst zu stehn,
Die Zeit, da mir vergönnt wird,
Ins ew'ge Heim zu gehn.

Dazu kommt, daß wer in Satans Reich einbricht und ihm seinen Raub nehmen will, nicht nur mit Fleisch und Blut zu kämpfen hat, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, mit den Geistern, die in der Luft herrschen. Nicht nur zur Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit kann ein Missionar versucht werden, sondern — wenn er Erfolg hat — auch zu Hochmut und geistlicher Herrschsucht. Auch richtet der böse Feind so gern Streit unter Brüdern an. Missionare aber, die mit einander streiten, können nicht den Sieg davontragen. Es ist ein Bann auf ihnen. Nicht sie haben den Böfewicht überwunden, sondern er hat sie überwunden. Ja, es ist kein Spaß, Missionar zu sein, und mit Paulus muß man immer wieder fragen: Wer ist hiezu tüchtig?!

Um den Sieg davonzutragen, bedarf es aber, wie wir oben gehört haben, nicht bloß eines tüchtigen Heeres d. h. tapferer, kräftiger, ausdauernder, opfermutiger Soldaten und Offiziere; es bedarf auch einer tüchtigen Leitung. Was hätten die deutschen Heere 1870 und 71 ausgerichtet, wenn kein Generalstab und kein Moltke dagewesen wäre?! Und was würde bei unserer Missionsarbeit herauskommen, wenn jeder Missionar tun dürfte, was ihn gut dünkt, wenn keine Mannszucht und kein Feldzugsplan da wäre! Schon mehr als eine Mission ist am Mangel einer tüchtigen Leitung zugrunde gegangen; andere kränkeln fortwährend am Mangel einer solchen. Zur Leitung einer Mission aber bedarf es Männer, die nicht nur ein paarmal im Jahr oder auch einmal in der Woche zusammenkommen und miteinander beraten, was geschehen soll, sondern jeder einzelne muß mit allem, was vorgeht, auf dem Laufenden sein, muß die Zeit daran rücken, die Briefe und Berichte der Missionare aufs ge-

naueste zu lesen, sich über alle vorkommenden Fragen unter Gebet und Nachdenken ein eigenes Urtheil zu bilden, zu diesem Zweck auch in der Bibel und in der Missionsgeschichte zu forschen; und nicht nur das — er muß auch den Missionaren mit gutem Beispiel voranleuchten, d. h. ebenso hingebend, ausdauernd und selbstlos sein wie man's von ihnen erwartet. Da heißt's abermals: Wer ist hiezu tüchtig?! Und es ist kein Wunder, wenn es an manchen Orten sehr schwer hält, brauchbare Mitglieder für das betreffende Missionskomitee zu finden.

Und das führt uns auf das dritte und letzte: wenn eine Mission Erfolg haben soll, so muß hinter dem Heer und hinter der Leitung ein tüchtiges Missionsvolk stehen, ein Volk von Betern und Gebern, eine Missionsgemeinde, aus welcher immer wieder eine junge Mannschaft sich rekrutiert und aus der auch Generale und Kriegsminister hervorgehen. Sind die Missionare nicht das, was sie sein sollen, so kommt das einfach daher, daß die Missionsgemeinde nicht ist, was sie sein soll. Und fehlt es an den rechten Missionsleitern, so kommt auch das lediglich daher, daß es eben an einer rechten Missionsgemeinde fehlt. Ach, wie ungeschickt ist doch die evangelische Christenheit noch immer zum Missionsdienst! Wie ist sie namentlich auch so uneinig! Ich rede nicht von den Ungläubigen und Unerweckten. Ich meine die Frommen, die etwas wissen von der Liebe Christi und die darum auch etwas tun möchten für die Heiden. Wie fehlt es da an Klarheit und Wahrheit, an Einfalt und an Kraft! Man ist unzufrieden miteinander, statt aber einander die Wahrheit in Liebe zu sagen, schilt man übereinander und streitet miteinander, ja reißt sich los von der kirchlichen Gemeinschaft,

in welche Gott einen hineingestellt hat, und trägt so bei zur Vermehrung des Sekten- und Parteiwesens in der Christenheit. Wenn's in einer Familie schwach bestellt ist, wenn Kranke da sind, oder auch Unartige und Widerwärtige, so dürfen doch die Gesunden nicht sagen: in so schlechter Gesellschaft kann ich's nicht aushalten, da sag' ich mich los von den Meinen und suche Aufnahme irgendwo anders; sondern sie müssen der Kranken sich annehmen, müssen die Schäden abstellen und jeder in seinem Teil mithelfen zum Gedeihen des Ganzen. Tadeln und Verurteilen ist leicht; besser machen — das ist's, was not tut. Einander richten und verachten, oder gar einander beißen und fressen — das ist der Tod der Kirche wie der Mission. Da wird man, wie Paulus sagt, von einander verzehret, d. h. aufgerieben und tot gemacht. Fast sieht es aus, als sollte das auch unser Schicksal sein. Gott wolle uns in Gnaden davor bewahren und die Risse unter uns heilen, daß wir „ein einzig Volk von Brüdern“ werden, das tüchtig sei, wie zu jedem andern guten Werk, so auch zur Ausbreitung des Evangeliums unter Juden, Heiden und Mohammedanern!

Die Sache ist Sein, und weil es Seine Sache ist, wird sie nicht untergehen. Das aber ist die Frage, ob auch wir mit dabei sind, ob der Herr auch uns gebrauchen kann, oder ob Er uns auf die Seite werfen, oder gar samt den Gottlosen hinwegfegen muß vom Erdboden, damit Sein Reich kommen kann. Ja, der Herr unser Gott sei uns gnädig! Er helfe unseren lieben Brüdern und Schwestern in der Heidenwelt, daß sie wahrhaft tüchtig werden zu Seinem Dienst! Er erleuchte und stärke die teuren Männer, die den verschiedenen Missionsanstalten als Leiter vorstehen, daß sie

allezeit erkennen, was Sein Wille ist, und diesem Willen in ihrem Teil Bahn machen, daß er geschehen kann! Er wecke auch uns recht auf, damit wir die Gefahr erkennen, in der wir schweben und — eh' wir gar vergehn, recht aufstehn!

* * *

Das Vorstehende ist ein Abdruck aus den „Monatsblättern für öffentliche Missionsstunden“ (1894 No. 9), die einst von Barth und Blumhardt, dann von Gundert, Hesse, Frohnmeyer und Eppler herausgegeben wurden, und die jetzt von W. Dilger redigiert werden. Verlag der Vereinsbuchhandlung Calw und Stuttgart und zu beziehen durch jede Buchhandlung.



Von J. Hesse sind ferner erschienen:

Inspektor Josenhans. 2. Auflage. Mit 4 Bildnissen.
Hübsch geheftet 40 Ets. = 35 Pfg.

**Vom Segensgang der Bibel durch die Heiden-
welt.** 480 Seiten. Gebunden Mk. 4. —

Frühlingswehen in der Völkervelt. 45 Missions-
geschichten. 491 Seiten. Gebunden Mk. 4. —, in Halb-
franzband Mk. 4. 50.

Die Heiden und wir. 275 Geschichten und Beispiele
aus der Heidenmission. Zweite vermehrte Auflage. In
Leinwand gebdn. Mk. 4. —, in Halbfranzband Mk. 4. 50.

Das Missionsjahrhundert. Züge aus dem Mis-
sionsleben der Gegenwart. 2. Auflage. Geb. Mk. 2. —.

Die Mission auf der Kanzel. Zweite gänzlich um-
gearbeitete und vermehrte Auflage. 446 Seiten. Einfach
gebunden Mk. 3. —.

Aus Hermann Gunderts Leben. Zweite Auflage.
344 Seiten. Gebunden Mk. 2. —.

Joseph Josenhans, ein Lebensbild. 328 Seiten.
Gebunden Mk. 2. —

Korntal einst und jetzt. 244 S. Gebdn. Mk. 2. —

Sind wir noch Christen? Eine neutestamentliche
Studie. 139 Seiten. Mk. 1. 50.

Biblische Uebungen. 1500 Fragen und Antworten
zum Gebrauch für Bibelleser. 150 Seiten. Kartoniert
Mk. 1. —, elegant gebunden Mk. 1. 40.

Immanuel. Christliches Gedenkbuch auf alle Tage des
Jahres. Elegant gebunden mit Goldschnitt Mk. 4. —.

A. S. Thenes: Guter Rat für Leidende.
127 Seiten. Mk. 1. —, gebunden Mk. 1. 60.

OKR STUTTGART

Stg117

004 399 1



Freidenpredigt auf der Goldküste.

